



Das Waldmotiv durchzieht die Literatur. Die Brüder Grimm haben den Märchenwald zu einem Zauberspiegel gemacht.

Foto: dpa/Hendrik Schmidt

Refugium der Freiheit

Der Publizist Alexander Grau hat den Wald als einen Sehnsuchtsort erfüllten Menschseins entdeckt **VON HOLGER FUSS**

Auf den Bäumen sollen wir gesessen haben, ehe es uns ins Gestrüpp des Menschseins verschlug. Ob es unbewusste Erinnerungen sind, die uns immer in den Wald treiben, wo wir meinen, zwischen den Bäumen auf andere Weise atmen zu können? Ist jeder Waldspaziergang ein Flanieren zu unseren fernsten Ursprüngen? Die Dichter empfanden es so. Das Waldmotiv durchzieht die Literatur. Stets eilen die Poeten, ja überhaupt die Künstler, ins Dickicht, wenn sie den Zumutungen der Zivilisation überdrüssig sind.

Deshalb führt uns der Publizist Alexander Grau in seinem 184-Seiten-Essay „Vom Wald. Eine Philosophie der Freiheit“ entlang seiner Überlegungen auch durch die wald-affine Literaturgeschichte. Die Brüder Grimm haben den Märchenwald zu einem Zauberspiegel gemacht, der den Protagonisten der überlieferten Erzählungen kollektive Seelenerfahrungen projiziert. Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder entdeckten im Sommer 1793 die französischen Wälder als „gelobtes Land der deutschen Romantik“.

Heinrich Heine durchmaß den Harz 1824, um „einer spielsbürgerlichen Welt zu entkommen mit ihren glatten Ritualen, Vorschriften und Umgangsformen und geheuchelten Gefühlen“. Im fernen Massachusetts zog sich Henry David Thoreau 1845 für zwei Jahre in eine selbst gezimmerte Waldhütte zurück, um wiederzugewinnen, „was der Mensch der anhebenden Moderne, Verstädterung und Industrialisierung verlernt hat: ein eigenständiges, autonomes Leben“.

Der bereits mittsechzigjährige Ernst Jünger macht in seinem Essay „Der Waldgang“ 1951 den Wald vollends zur Metapher einer inneren Mobilmachung. „Der Mensch“, so

beschreibt Grau den Jüngerschen Impuls, „ist nicht im Wald frei, sondern umgekehrt: Wo der Mensch frei ist, da ist Wald. Entsprechend ist der Waldgang kein Gang durch einen Wald, sondern der Gang eines freien Menschen.“

Um den aufrechten Gang des freien Menschen ist es auch Alexander Grau zu tun. Anders als der Untertitel seines Buches heißt, liefert Grau aber nicht eine Philosophie der Freiheit, sondern eher deren Soziologie. Dies macht sich darin bemerkbar, dass der promovierte Philosoph nicht die Freiheit selbst befragt und durchdekliniert, sondern alle die menschlichen Optionen zum Freisein umkreist.

„Über das Wesen der menschlichen Freiheit“ hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts Friedrich Wilhelm Josef Schelling auf fulminante Weise meditiert. Er beschreibt Freiheit als den von Theosophen wie Jakob Böhme inspirierten „Ungrund“, als das kreative Familiengeheimnis der Schöpfung, als jene Lücke im göttlichen Bauplan, die die Manifestation der Schöpfung in ihrem endlosen Variantenreichtum erst zulässt. Schelling entfaltet ein atemberaubendes spekulatives Feuerwerk, das uns immerhin ein Gespür dafür vermittelt, dass Freiheit nicht bloß ein aufklärerischer Standard ist, nicht nur ein modernistisches anything goes, sondern zuallererst eine ontologische Voraussetzung für das Sein.

Soweit springt Grau indes nicht, er begnügt sich mit einer durchaus profunden Kulturkritik, wie wir sie aus seinen Büchern „Hypermoral“ (2017), „Kulturpessimismus“ (2018), „Politischer Kitsch“ (2019) oder „Entfremdet“ (2022) in gewohnter Eleganz bereits kennen. Und er bietet eben einen anregenden Überblick über den Topos Wald im Unterholz der Literaturgeschichte. Grau spürt allenthalben aktuell

anmutende Einsichten auf, an denen wir Zeitgenossen uns erbauen können. Zu Thoreau fällt ihm ein: „Allenfalls ist es sein Anspruch, die Aufklärung über sich selbst aufzuklären und davor zu bewahren, in biedere und geistloses Vernünfteln zu verfallen.“ An Ludwig Tiecks „Eckbert“ geht ihm auf: „Selbst zu sein und frei bedeutet jedoch, im Modus der Vieldeutigkeit zu bleiben.“

Im „Waldgang“ des Ernst Jünger stößt er auf eine Kritik der „Massengesellschaft mit ihren eigenen Dynamiken“. In ihr regiert „der Druck des richtigen Meinens, des weltanschaulichen Konformismus“, der wiederum „jede angeblich individuelle Überlegung und Reflexion in ein Produkt kollektiven Geschwätzes und sozialpsychologischer Anpassung verwandelt“. Natürlich erkennen wir hierin auch gegenwärtige Befindlichkeiten der Berliner Republik wieder: „Opposition ist nur noch im Rahmen des Genehmen möglich. Kritik ist keine mehr, sondern Selbstbespiegelung im Vokabular des medial Etablierten. Demokratische Wahlen verkommen zu Beifallsbekundungen für das Bestehende.“

So etwas ist solides Marschgepäck für den konservativ gestimmten Zeitgeistdissidenten. Aber es ist keine „Philosophie der Freiheit“, es ist nicht einmal ein Entwurf dazu. Hierfür fehlt ein roter Faden, eine Grundidee, die ausgerollt wird. Freiheit hat in Graus Buch einen mehr anekdotischen Charakter. Nach der Lektüre geht einem eher durch den Kopf: Wo einem soviel Gutes widerfährt, ist dies doch einen Waldgang wert!

Die Sammlung seiner Lese Früchte suchte Grau in der Einleitung sowie im finalen sechsten Kapitel „Wald, Kontingenz, Freiheit“ gedanklich in Form zu bringen. Nicht zuletzt dieser Schlussakkord macht jedoch

das Dilemma deutlich. In Ermangelung einer philosophischen Herleitung der Freiheit greift Grau auf die Kontingenz zurück. Die Kontingenz ist eine ähnliche Verlegenheitslösung, wie es die Idee der Selbstregulation in den Naturwissenschaften ist. Aber nicht alles, was wir nicht zu Ende verstehen, ist dem Zufall geschuldet und damit dem Belieben und der Willkür anheim gestellt. Schelling entwirft wenigstens noch ein aufregendes Drama, er lässt den Willen, der jenem „Ungrund“ entspringt, mit der Notwendigkeit ringen. Gleichsam ein Duell des menschlichen Eigensinns mit der kausalen Logik der Schöpfung. Freiheit ist bei Schelling die Ausgeburt eines fortwährenden dialektischen Prozesses, ein Oszillieren in Polaritäten: „Alles, was wird, kann nur in Unmut werden, und wie Angst die Grundempfindung jedes lebenden Geschöpfes, so ist alles, was lebt, nur in heftigem Streit empfangen und geboren.“



Alexander Grau. Foto: alexandergrau.eu

Grau indes setzt auf eine radikale Kontingenzerfahrung. Freisein als ein blindes Würfelspiel. Einen Gewährsmann meint er ausgerechnet bei einem großen Marxisten, um nicht zu sagen Nihilisten des 20. Jahrhunderts zu finden: „Die Erschütterung dieser radikalen Kontingenzerfahrung hat Jean-Paul Sartre in seinem Roman ‚Der Ekel‘ symbolisch überhöht ausbuchstabiert.“ Dabei ist der französische Existenzialismus eines Sartre oder Albert Camus vor allem die Antwort der Depression auf zwei Weltkriege und einen Holocaust. Allerdings ist die Depression auch der Widersacher der Freiheit. Ein Freiraum, der keinen Trost verspricht, ist in seiner Ödnis eine maskierte Geiselnahme. Als nichts anderes kann der grassierende Nihilismus gelten, jene Verkündigung des Teufels, dass alles ein Nichts sei.

Der Gedanke, dass in der augenscheinlichen Kontingenz des Seins in Wahrheit ein geheimnisvoller Zusammenhang existiert, der die Komplexität, die Schönheit und die Wirksamkeit im Wald wie in der Welt überhaupt erst möglich macht, findet bei Grau seltsamerweise keinen Platz. Zu sehr scheint er in moderne Begrifflichkeiten verstrickt, um das Nahelegende wahrzunehmen: dass nämlich im Wald, zwischen den Bäumen, die auch unser Menschenschloß sind, immer auch das Antlitz Gottes aufleuchtet, das uns bei jedem Kontakt, bei jedem Waldgang wieder in unsere schöpfungsgemeinte Ordnung rückt.

Grau lässt sein Buch mit dem Satz enden: „Der Wald ist ein Refugium der Freiheit.“ Als Christen könnten wir variieren: Der Wald sündigt nicht.

Alexander Grau: Vom Wald. Eine Philosophie der Freiheit. Claudius Verlag, München 2023, Klappenbrotschur, 184 Seiten, EUR 20,-